

den Höfen Kaiser Friedrichs III. und Pfalzgraf Friedrichs des Siegreichen (S. 319–347), fragt nach den Handlungskontexten, in die diese Wissensbereiche an den spätmittelalterlichen Fürstenhöfen gehörten. – Jean-Marie Moeglin, *Französische Ausdehnungspolitik am Ende des Mittelalters: Mythos oder Wirklichkeit?* (S. 349–374), bewertet das territoriale Ausgreifen des französischen Königtums auf Bereiche, die im späten Mittelalter zum Reich gehörten, und skizziert Leitlinien einer „französischen Außenpolitik“ in Bezug auf das Reich. Ein detailliertes Orts- und Personenregister beschließt den Band. Erwin Frauenknecht

Clemens *Zimmermann* (Hg.): *Stadt und Medien vom Mittelalter bis zur Gegenwart* (Städteforschung, Reihe A: Darstellungen, Bd. 85). Köln: Böhlau 2012. 294 S. ISBN 978-3-412-20869-1. € 47,90

Das Ergebnis – zehn Vorträge – eines Kolloquiums, welches das Institut für vergleichende Städtegeschichte und das Kuratorium für vergleichende Städtegeschichte e. V. in Verbindung mit dem Lehrstuhl für Kultur- und Mediengeschichte der Universität des Saarlandes im April 2011 durchgeführt hat, liegt in diesem Sammelband vor. Ziel war – wie der Herausgeber Clemens Zimmermann in der Einleitung herausstellt –, Antworten zu zwei Problem- und Fragenkreisen zu geben, nämlich a) „Die Stadt als Standort von Medieninstitutionen und -unternehmen“ und b) „Repräsentationen der Stadt in Medien und über Medien“.

Die Zeitreise durch die historische und aktuelle Medienlandschaft beginnt mit dem Beitrag von Carla Meyer über „City branding im Mittelalter?“. Dieser moderne, der Werbe- und Tourismuswirtschaft entlehnte Begriff ist ein wichtiges Element des Stadtmarketings, den es mit Blick auf spätmittelalterliche Gegebenheiten zu hinterfragen gilt. In mittelalterlichen Stadtchroniken, wo literarische und ikonographische Bilder von Städten am ehesten zu vermuten sind, finden sich in der Regel keine, die als Markenzeichen verstanden werden können, wohl aber andere Konstrukte, mit denen Auftraggeber und Autoren zuvorderst die Einzigartigkeit ihrer Stadt herausstellen wollten. Außerdem sollte im Wettbewerb der Städte um Ressourcen und qualifizierte Zuwanderer auf Vorzüge der dargestellten Stadt aufmerksam gemacht werden, also als Standortempfehlung und Werbung dienen. Die Texte und Bilder setzten sich selten dauerhaft im Gedächtnis der Generationen fest.

Noch einmal wird der Komplex „City branding, Stadtmarketing und Imagepflege“ thematisiert, und zwar im Zeitalter des Kinos und des Fernsehens in Werbefilmen, die von Stadtverwaltungen in Auftrag gegeben wurden. Anlass war vielfach ein negativ besetztes Bild von Städten und Stadträumen. Im Fall des Ruhrgebiets, wo in den 1960er und 1970er Jahren Städte noch als stark belastete Industriestandorte ohne Grün und blauen Himmel wahrgenommen wurden, galt es, in Filmschnitten und -sequenzen, manchmal auch in gestellten Szenen, schöne Bilder und Aufnahmen vorzuführen, mit denen eine Werbebotschaft für die hier lebenden Menschen und angesiedelten Unternehmen verbunden war. Diese Selbstdarstellungen, in denen die Dienstleistungen wie die kulturellen Institutionen, vielfältige Einzelhandelsgeschäfte und Kaufhäuser im Vordergrund standen, nahm Katrin Minner in ihrem Beitrag „Lost in Transformation“ unter die Lupe. Ihr Fazit: Am Beispiel des Ruhrgebiets griffen mit der Projektion positiver Bilder (attraktive Einkaufsstadt, vielfältige kulturelle Einrichtungen) in den 1950er bis 1970er Jahren die Filmproduzenten und Regisseure den Strukturwandel auf; kontrastreiche Bilder mit Rückblicken in die Vergangenheit verdeutlichen dabei den Fortschritt; ein Stück Zukunft wird vorgetäuscht, obwohl der Umbruch erst eingesetzt hat. Dies die subtile Botschaft dieser Werbefilme!

„Die Medienstadt der frühen Neuzeit“ ist Thema bei Ute Schneider. Ausgehend von der Beobachtung, dass Buch- und Kunsthandel in manchen frühneuzeitlichen Städten noch eine enge Symbiose eingingen, Schriftsetzer, Buchbinder, Illustrator und Buchhändler sowie Verleger, oft auch der Autor, in eigenen Vierteln in fußläufiger Entfernung beieinander lebten, werden nicht Universitäts- und fürstbischöfliche Städte, die ja einen hohen Bedarf an gedruckten Artikeln hatten, zu Medienstädten, sondern Handels- und Messestädte wie Antwerpen und Frankfurt/Main. Für diese Konzentration gab es mehrere Gründe, zum einen die Kapitalkraft, zum andern die Fernhandelsbeziehungen dieser Städte, die dem Buchabsatz förderlich waren, zum dritten aber die Attraktivität des reichen kulturellen Lebens, welche Künstler und Literaten anzog.

„Über Presse und Journalismus in urbanen Kontexten des 19. Jahrhunderts“ handelt der Beitrag von Jörg Requate. Die Entwicklung der Zeitungs- und Presselandschaft im 19. Jahrhundert erhielt ihre Impulse aus den großen Städten, wo Zeitungsmacher und Verleger saßen und wo die Obrigkeit eine gemäßigte Zensur und rare Kontrolle der Kommunikationswege ausübte. Von hier aus fanden über Lesegesellschaften die Journale ihren Weg in die Amts- und Kleinstädte. Doch um die Leserkreise zu vergrößern, genügte es nicht, die amtlichen Bekanntmachungen und privaten Anzeigen, politische Nachrichten sowie Kurz- und Fortsetzungsgeschichten abzudrucken, vielmehr mussten Lokalberichte aufgenommen werden. Dazu bedurfte es eines engmaschigen Netzes von Korrespondenten, welches eine kontinuierliche Berichterstattung vor Ort gewährleistete. Auf diese Weise wurden der ländliche Raum und die städtischen Milieus allmählich durchdrungen, die Auflagen stiegen, aus Amts- und Intelligenzblättern wurden „Generalanzeiger“.

Anschließen darf man hier den Beitrag von Axel Schildt über „Großstadt und Massenmedien. Hamburg von den 1950er bis zu den 1980er Jahren“. Für die junge Bundesrepublik war Hamburg ein außerordentlich wichtiger Ort bei der Entwicklung von Massenmedien. Nirgendwo sonst entstanden in der Nachkriegszeit so viele bundesweit bedeutsame Printmedien und Redaktionen (Zeit, Spiegel, Bildzeitung, Die Welt, Hamburger Abendblatt, Stern, Hör zu). Dazu kommt der NWDR (heute NDR) als größte öffentlich-rechtliche Rundfunk- und Fernsehanstalt, welche die „Tagesschau“ als erste Nachrichtensendung für die gesamte Bundesrepublik produzierte und ausstrahlte. Diese Massierung an überregionalen Medien in Hamburg war dadurch bedingt, dass die Verlagshäuser es verstanden, sich mit bestimmten sozialen Milieus zu vernetzen und sich mit Lokalblättern und -ausgaben einen festen Rückhalt schufen.

Mit der Entdeckung der elektromagnetischen Wellen und der Erfindung der drahtlosen Nachrichtenübermittlung entstand ein Medium der Informationsvermittlung, das völlig andere Qualitäten besaß und bisher unbekannte Möglichkeiten der Kommunikation bot. Da anfangs die Reichweiten der Sender noch bescheiden und Empfangsgeräte recht teuer waren, blieb die neue Kommunikationstechnik vorerst auf die großen Städte mit wohlhabenden Bildungsbürgern begrenzt. Den Weg aus der urbanen Verankerung in die Regionen des Deutschen Reiches der Zwischenkriegszeit schildert Adelheid von Salderns Beitrag „Radio und Stadt in der Zwischenkriegszeit. Urbane Verankerung, mediale Regionalisierung, virtuelle Raumentgrenzung“. Zu beobachten ist, dass mit der Weiterentwicklung der Sendetechnik nicht nur die Hörerzahl stieg, sondern sich auch das Programm den unterschiedlichen Bedürfnissen und Gegebenheiten zwischen Flensburg und Garmisch, Aachen und Königswinter anpasste. In der NS-Zeit wurde das Radio dann für politische Zwecke instrumentalisiert und gleichgeschaltet. Mit der zwangsweisen Vereinheitlichung des Programms versuch-

ten die Nationalsozialisten die kulturellen Unterschiede zwischen Stadt und Land aufzuheben. Ihr Versuch, über Radio eine „Volkskultur“ zu schaffen, wurde zudem durch die Abwanderung vom Land in die Städte im Zuge der Hochindustrialisierung erleichtert. In der Kriegszeit nivellierten die Propagandasendungen schließlich die letzten sozio-kulturellen Gräben zwischen Stadt und Land und den Regionen des Reichs, womit der höchste Durchdringungsgrad der Bevölkerung mit dem „Volksempfänger“ erreicht war.

In die Kategorie „Repräsentationen der Städte in und durch Medien“ gehören die nächsten drei Beiträge, welche sich den optisch-visuellen Medien und ihren Möglichkeiten, also der Fotografie und dem Film, widmen. Für die Darstellung von Städten haben sie beträchtliche Bedeutung, nicht zuletzt ermöglichten sie besondere Sichtweisen auf Städte und deren bauliche Elemente. In Rolf Sachsses Beitrag über „Geschichtliche Bilder vom Alten und Neuen Bauen. Zur Analogie der architektonischen Moderne (1912–1960) mit den Medien“ geht es um Bauwerke als bedeutsame Stadtelemente, deren Außenwahrnehmung durch inszenierte Darstellung gesteigert werden sollte. Die einfache Abbildung der Modelle und Objekte reichte bald nicht mehr aus. Um die gewünschte monumentale Wirkung zu erzielen, bediente man sich ungewöhnlicher Blickwinkel und Objektive, auch des Schrägluftbildes, mit und ohne Objektiv, die auf Bildpostkarten gedruckt und in Fotobüchern große Verbreitung fanden.

Dass Bauausstellungen eine Möglichkeit und ein Element von Repräsentationen von Städten sind, zeigt Nicole Huber in ihrem mit „Expo(rt)-Urbanismus“ überschriebenen Beitrag. Die Ausführungen befassen sich mit der internationalen Bauausstellung Stuttgart 1927, die vom Werkbund dem Thema „Die Wohnung“ gewidmet war, und der Internationalen Bauausstellung Berlin 1957, welche eine Leistungsschau westlicher Baukunst sein sollte. Wichtig sind der Autorin die transatlantischen Beziehungen und Verflechtungen moderner Architektur und Designs. Ähnlich den Weltausstellungen dienten sie primär dazu, das neue Bauen herauszustellen. Als Gesamtkunstwerk konzipiert und inszeniert knüpften Walter Gropius, Mies van der Rohe und Ernst Jäckh als führende Architekten in Stuttgart an ihre Erfahrungen in Amerika an und fügten sie geschickt in ihre abstrakten Siedlungsentwürfe ein. Als sie 1933 von den Nationalsozialisten in die Emigration gezwungen wurden, fanden die Vorstellungen der führenden Bauhaus-Köpfe in Nordamerika einen fruchtbaren Boden vor. Bei der Berliner Bauausstellung 1957 ist die Situation eher umgekehrt. Im Berliner Hansaviertel sollte auf dem Hintergrund des Ost-West-Konflikts ein demokratischer Städtebau präsentiert werden. Von jenseits des Atlantiks kamen nun die Ideen und Entwürfe in Weiterentwicklung zurück.

Der Kinogänger findet im Beitrag „Stadt im Film, Stadt als Film. Überlegungen aus der Sicht der Kulturwissenschaften“ von Anna Schober manche Aufklärung über Zusammenhänge von Schein und Sein, die bei der raschen Bilderfolge des Films schnell vergessen werden. Filme wie Roberto Rossellinis „Germania Anno Zero“ („Deutschland im Jahr Null“, 1946), gedreht im kriegszerstörten Berlin, auf den die Autorin ausdrücklich hinweist, führt nicht nur eine kaputte Welt vor Augen, sondern in ihren Akteuren auch das Scheitern einer totalitären Ideologie.

Den gespannten zeitlichen Bogen vom Mittelalter bis zur Gegenwart beschließt ein Beitrag zum Thema „Die Stadt im Zeitalter der vernetzten Kommunikation“. Martin Schreiber geht von der Metapher „global village“ aus. In dieser durch Internet und Telekommunikation, E-Commerce und soziale Netzwerke geprägten globalen Siedlung werden alle Grenzen aufgehoben; Städte haben darin keinen Platz, weil die Schnelligkeit des Austausches von

Daten und der Zugriff von jedem Punkt der Erde aus alle Distanzen überbrückt und sie überflüssig macht, so die Fiktion. Zutreffend ist, dass die ungleiche Verteilung der Zugriffe auf die Informations- und Telekommunikationstechnologien mit den unterschiedlich entwickelten Infrastrukturen korrespondieren und daher die physische Existenz von Städten widerspiegelt.

Nach der Lektüre der lesenswerten Beiträge, die sich auf Beispiele aus Mitteleuropa konzentrieren, stellt man fest, dass die Ergebnisse weit über Vorstellungen der geographischen Raumordnung und Zentralitätsforschung, aber auch über wirtschafts- und sozialhistorische Darstellungen, in denen hauptsächlich Printmedien Berücksichtigung finden, hinausgehen. Mitnehmen darf man als Erkenntnis, dass durch die Entwicklung der Medien – von der handgeschriebenen Chronik, die im kleinen Kreis zirkulierte, bis zu den heutigen digitalen Medien und Netzwerken – die Distanzen und Räume der Kommunikation erweitert wurden, und die Medien dadurch für mehr und mehr Menschen wichtiger geworden sind.

Rainer Loose

Dirk *Steinmetz*: Die Gregorianische Kalenderreform von 1582. Korrektur der christlichen Zeitrechnung in der Frühen Neuzeit. Oftersheim: Verlag Dirk Steinmetz 2011. 502 S. mit 62 Abb. und 30 Tab. ISBN 978-3-943051-00-1. Geb. € 69,80

Diese umfangreiche Arbeit wurde im Wintersemester 2009/2010 unter dem Titel „Die Gregorianische Kalenderreform. Die Korrektur der christlichen Zeitrechnung und ihre Geschichte“ als Dissertation an der Philosophischen Fakultät (Prof. Dr. Eike Wolgast/Heidelberg, Prof. Dr. Klaus Volkert/Wuppertal) der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg eingereicht und angenommen.

Weltweit wird heute der Gregorianische Kalender benutzt. Von der Gregorianischen Kalenderreform hat man gehört oder gelesen, doch Fragen nach ihrer Ursache und ihrem Inhalt können nur wenige Zeitgenossen zuverlässig beantworten. Grund dafür ist sicher die Vielschichtigkeit der Thematik. Für Mathematiker und Astronomen stehen die arithmetische Struktur, die kosmischen Zusammenhänge des Kalenders und seine Genauigkeit im Mittelpunkt, für einen Großteil der Historiker ist die Reform primär für Fragen der Datierung von Ereignissen und Dokumenten des 16. bis 19. Jahrhunderts interessant. Die jahrelange Parallelität von altem und neuem Kalender ist ein Spiegel der konfessionellen Auseinandersetzungen im frühneuzeitlichen Europa und als solcher für eine andere Gruppe von Historikern bedeutsam; prominente Beispiele hierfür sind der sogenannte Augsburger Kalenderstreit und die Entwicklungen in reformierten Orten der Schweiz.

Angesichts der fächerübergreifenden Thematik hat der Autor trotz des wissenschaftlichen Anspruchs einer Dissertation in geglückter Weise die Zusammenhänge auch für fachfremde Leser nachvollziehbar und in klarer Sprache umfassend dargestellt. Die 62 Abbildungen und 30 tabellarischen Übersichten erläutern und illustrieren die verschiedenen Aspekte.

In Kapitel I werden die auf naturgegebenen Zyklen fußenden technischen Grundlagen des Kalenders sowie seine antiken und frühmittelalterlichen Ursprünge erläutert, um so die Reform, ihre Hintergründe und die bei Gregor XIII. eingereichten Reformvorschläge darstellen und beurteilen zu können. Hierzu gehört insbesondere die Ermittlung des Osterdatums durch Berechnung statt durch astronomische Beobachtung – die Oster-Terminierung war im Mittelalter von zentraler Bedeutung und damit ein Hauptgrund für die Reform des Kalenders. Vom 13. bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts wurden verschiedene Reformvorschläge